Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1909

237 (12.10.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 82

Visual Library

In Dollars dargestellt, hat Nordamerika im vergangenen Jahre produziert an:

Steinkohlen	476 756 963	Dollar
Eisen	382 450 000	„
Kupfer	139 795 716	„
Petroleum und natürl. Gase	125 720 254	„
Gold und Silber	122 402 683	„

Der barfüßige Abgeordnete. Man schreibt aus Petersburg: Als ein Teil der russischen Abgeordneten zur Eröffnung der Duma in den gewohnten Arbeitsanzügen erschien und auch während der Session nicht dazu überging, etwas für den äußeren Menschen zu tun, hat es an Spöttern nicht gefehlt. Der „Radikalismus" der russischen Abgeordneten ist jetzt geschlagen: der finnische Abgeordnete und Agrarier Pikkole hat den Rekord in der Primitivität der Bekleidung von Volksvertretern aufgestellt, indem er barfuß zur Eröffnung des Landtages erschien.

„Pikkole, Sie haben Ihre Stiefel vergessen!" riefen ihm die Nachbarn zu, als er, den Stock in der Hand, vom Pfluge weg zur Eisenbahnstation ging, um nach Helsingfors zu fahren.

„Stiefel? Ich trage im Sommer niemals Stiefel."

„Aber zum Landtag . . . barfuß?"

„Na, ich denke doch, der Landtag sitzt nicht auf Eis, sondern in einem warmen Hause, da brauche ich keine Stiefel!" entgegnete der brave Pikkole auf solche Einwände.

Im Gebäude des Landtages waren Stiefel scheinbar auch gar nicht nötig: der Fußboden war mit Tuch beschlagen, vor dem Senator, der die Vollmachten Pikkoles prüfte, lag sogar ein Teppich, wozu brauchte Pikkole da seine Stiefel, die er nur im Winter zu tragen pflegt? Allein die Reporter der finnischen Blätter waren anderer Meinung und entwickelten ein lebhaftes Interesse für die nackten Füße des Pikkole und bald wußte alles in Finnland, daß der Abgeordnete Pikkole keine Stiefel besitze, denn, so sagte man sich, hätte er welche, so würde er sie doch anziehen. Zuerst ging die Fußbekleidungsfrage des lobesamen Pikkole seinen Landsmänninnen zu Herzen. Sie machten sich daran und strickten Strümpfe für den barfüßigen Volksvertreter. Die Schuhmacher wollten hinter der Opferfreudigkeit der Frauen nicht zurückstehen und bauten wunderbare Stiefel für den barfüßigen Pikkole. Strümpfe und Stiefel wurden dann auf den Namen Pikkoles an den Landtag gesandt, der eine solche Sendung nach der anderen erhielt. Von fern und nah, von den entlegensten Winkeln Finnlands kamen Strümpfe und Stiefel für den Abgeordneten Pikkole, der aber gar nicht daran dachte, sich ein Paar anzuziehen und fortfuhr, die Sitzungen des Landtages barfuß zu besuchen. Zuletzt glich die Landtagskanzlei einem Strumpf- und Schuhwarenlager. Es wurde gerade die Adresse debattiert und die Debatten schienen ebenso wenig ein Ende nehmen zu wollen, wie die Strumpf- und Schuhsendungen für Pikkole.

„Meine Herren," rief eines Nachts der verzweifelte Sekretär den debattierenden Abgeordneten zu, „meine Herren, machen Sie Schluß. Gehen wir auf Ferien, sonst ertrinken wir in diesem Meere von Strümpfen und Schuhen."

„Pikkole," beschworen andere Abgeordnete, „Pikkole, ziehen Sie Strümpfe und Schuhe an!"

Aber der barfüßige Pikkole blieb unerbittlich, und der Landtag ging in die Ferien, ohne daß der überzeugte Barfüßler seine unteren Extremitäten verhüllt hätte. Und jetzt nach den Landtagsferien ist er wieder barfuß in Helsingfors erschienen und wird auch diese Session bis zum Beginn des Winters ohne Strümpfe und Schuhe mitmachen. Die Presse aber, die eigentlich das Heer von Strümpfen und Schuhen heraufbeschworen hat, ersann einen eigenartigen Versuch, die Finnländer den Abg. Pikkole vergessen zu lassen: Pikkoles Namen wird nämlich in keinem Sitzungsbericht mehr genannt und durch das Zeichen § ersetzt, weil „Pikkole" auf finisch Paragraph heißt. Und nicht jeder Zeitungsleser verfällt darauf, wenn vom „Abgeordneten §" die Rede ist. So hofft die Presse dem Strumpf- und Stiefelmeer doch endlich Einhalt zu tun.

22 Jahre nicht aus dem Haus gekommen. Aus **Rom** meldet der „Berl. L.-A.": Vor 22 Jahren schloß sich der in Italien zur Berühmtheit gewordene neapolitanische Bildhauer Vincenco Gemito, von plötzlichem Irrsinn befallen, in sein Haus in der Via Tasso in Neapel ein; er war in Zukunft nicht zu bewegen, es auch nur ein einziges Mal zu verlassen. In diesen Tagen nun erhielt er einen Besuch der Herzogin von Aosta, die ihm das Versprechen abnahm, das Herzogspaar zu besuchen. Von der Stunde an besserte sich Gemitos Befinden. Er besuchte das Herzogspaar, überreichte ihm eine von ihm modellierte Figur und scheint völlig geheilt zu sein. In Neapel erregte der Fall gewaltiges Aufsehen.

100 000 Mark für arme Erfinder. Aus öffentlichen Mitteln soll jetzt das Los jener Erfinder gemildert werden, die trotz ihres hohen Geistesfluges noch auf keinen grünen Zweig gelangt sind. Dieser Akt der Menschlichkeit wird aus **Stuttgart** gemeldet. Dort hat eine königliche Zentralstelle, die aus Anlaß der im nächsten Jahre stattfindenden Ausstellung von Erfindungen gebildet worden ist, zur Unterstützung armer Erfinder einen Fond gesammelt, der jetzt schon 100 000 Mk. überschritten hat.

Gedankensplitter.

Ist im Fuß ein Dorn, zieht ihn die Hand heraus; ist aber in der Hand ein Dorn, zieht ihn der Fuß nicht heraus.

*

Der Speichel lebt immer bei der Zunge und doch wirft ihn die Zunge manchmal hinaus.

*

Wenn du zu lange unter einem Baume ruhst, machen dir die Vögel auf den Kopf.

*

In welche Winkel des alten morschen Baues der gesellschaftlichen Ordnung unsere Blicke dringen, überall stoßen wir auf Verbrechen und Mängel, deren Ursache die Ungleichheit ist.

*

Es gibt keinen Katarrh, aus dem ein tüchtiger Arzt nicht etwas machen kann.

*

Solange eine Frau zwei Männer hat, denen sie gefallen will, ist sie jung.

*

Unser Leben ist der Mord durch Arbeit; wir hungern 50 Jahre am Strick und zappeln; aber wir werden uns losschneiden.

*

Einen Eifersüchtigen soll die Frau wie einen Kranken behandeln und sich nicht von seinem Lager rühren.

*

Wahrlich, wir leben in goldener Zeit; dem Geld wird die Ehre stets übertragen, dem Geld wird auch die Liebe zuteil.

Aus den Witzblättern.

„Jugend".

Wahres Geschichtchen. Ein Leutnant mußte Vorinstruktion über Beschwerde abhalten. Nachdem er ihre ernste schwerwiegende Bedeutung den Mannschaften erläutert hat, stellt er an den Musketier X. die Frage: „Werden Sie sich nun wohl beschweren, wenn Ihnen einmal ein Vorgesetzter in berechtigter Erregung einen Ausdruck wie z. B. „Rindvieh" zuruft?" — „Nein, Herr Leutnant!" — „Warum also nicht?" — „Weil ich mich sonst dauernd beschweren müßte!"

*

Der kleine Walter findet seine Tante in Tränen und erkundigt sich sofort nach der Ursache. „Hat die Mama Wichs 'geben?" Auf ihre verneinende Antwort fragt er weiter, kommt schließlich zur letzten Möglichkeit, die ihn regelmäßig zum Heulen bringt, und fragt einfach: „Hose naß?"

*

Der schlaue Kohlenbaron. „Wenn ich jetzt 2000 Kronen zeichne für den Deutschen Schulverein und dabei tschechische Arbeiter beschäftige, mache ich immer noch ein ausgezeichnetes Geschäft und ich kann als Patriot „Deutschland, Deutschland über alles!" mit Inbrunst singen!"

Literatur.

Von der **„Neuen Zeit"** (Stuttgart, Paul Singer) ist das 2. Heft des 28. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Ueber die Bureaukratie. — Volksernährungsfragen. Von A. Lipsius. — Jesus der Rebell. Von Karl Kautsky. Schluß. — Die Lage der Kleinbauern in Schleswig-Holstein. Von L. Radlof. — Literarische Rundschau.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 82. Karlsruhe, Dienstag den 12. Oktober 1909. 29. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 82:

Ein Entbindungsheim für Wiener Arbeiterinnen. — England und englische Verhältnisse. — Geschwister untereinander. — Ein Sohn des Volkes (Lied.) **— Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Gedankensplitter. — Aus den Witzblättern. — Literatur.**

Ein Entbindungsheim für Wiener Arbeiterinnen.

Die Wiener Arbeiterschaft, die in den letzten Jahren wiederholt Gelegenheit hatte, an sichtbaren und dauernden Werken, die sie schuf, das Erstarken des Zusammenschlusses aller Arbeitenden festzustellen, beging am Samstag, den 3. Oktober, wieder so einen stillen Festtag. Auf der Höhe der Türkenschanze, inmitten des riesigen Luftreservoirs, das dort für dauernde Zeiten der wachsenden Großstadt erhalten ist, hat der Verband der genossenschaftlichen Arbeiterkrankenkassen Wiens ein Frauenhospiz errichtet, und es ward am Sonntag durch eine kleine würdige Feier eröffnet.

Es ist kein kleines Werk, trotzdem es auf dem Wege, der mit seiner Errichtung beschritten wird, erst einen bescheidenen Anfang darstellt. Das Frauenhospiz der Wiener parteigenössischen Arbeiterkrankenkassen ist praktisch ein Entbindungsheim; es soll die Proletarierin, die einer in dem Verband vereinigten Kassen als Mitglied angehört, vor den furchtbaren Gefahren der Heimentbindung bewahren, es soll helfen, die trotz Antisepsis noch immer erschreckend hohe Zahl der Infektionsfälle im Wochenbett herabzumindern. Der Möglichkeiten, daß die daheim gebärende Proletarierin infiziert werde, gibt es viele, und die Grundursache ist die Enge des proletarischen Heims, die Aermlichkeit des Haushalts, in dem es oft an dem Nötigsten mangelt.

Trotz allen Vorsichten werden der Arzt und die Hebamme im proletarischen Heim in erster Linie zu Infektionsträgern und unreines Verbandsmaterial und unreine Wäsche bilden die zweite Gefahrengruppe. Im proletarischen Heim ist es manchmal wirklich so, als ob der Segen antiseptischer Behandlung bei den Geburten noch nicht existierte. Wie groß dieser ist, beweisen einige Ziffern, die sich das statistikarme Oesterreich allerdings aus Deutschland holen muß. Böhr berechnete, daß in Preußen innerhalb sechs Dezennien der vorantiseptischen Zeit 363 624 Frauen an Wochenbetterkrankungen starben. Diese Zahl übertrifft die Zahl der im gleichen Zeitraum an Blattern und Cholera gestorbenen weiblichen Personen aller Altersklassen. Die Geburtssterblichkeit in der vorantiseptischen Zeit war 8 : 1000. Nach den Berechnungen Ehlers sank sie in der Zeit der Antisepsis auf 2,2 : 1000, was so viel bedeutet, als daß heute noch von 417 Frauen 1 den Geburtsgefahren erliegt. In Dänemark sank die Sterblichkeit im Kindbett von 5 : 1000 auf 2,7 : 1000. An der Wiener Aerzteklinik starben vor Einführung der Antisepsis im Durchschnitt 7,8, nach ihr 1,05, ein Verhältnis, das dem der meisten Kliniken entspricht. Da der Verband der genossenschaftlichen Krankenkassen im Jahr rund 7000 Entbindungsfälle zu verzeichnen hat, deren meiste in der Enge des proletarischen Heims vollzogen werden, so war für ihn die Frage, wie diese Gefahren zu mildern seien, schon seit langem brennend. Zu helfen war freilich nicht so leicht.

Eine so mächtige Organisation auch der Verband darstellt, so verfügt diese doch noch nicht über so ungeheure Reservefonds, daß sie ganz aus eigener Kraft auch nur die Mittel zu einem bescheidenen Anfang hätte aufbringen können. Die Wiener Zwangsgewerbegenossenschaften haben in Ermangelung staatlicher Krankenkassen Gehilfenkrankenkassen gegründet. 60 dieser, fast alle bestehenden, faßt der Verband der genossenschaftlichen Krankenkassen zusammen. Außerdem gehören ihm 14 Lehrlingskrankenkassen, 3 registrierte Hilfskassen und die „Allgemeine Arbeiter-Kranken- und Unterstützungskasse", eine Gründung des Wiener Proletariats auf dem Gebiete der Krankenversicherung, an. Zusammen umfaßt er 320 000 Mitglieder, unter ihnen etwa 80 000 weibliche. So riesenhaft diese Organisation auch ist, bei der Fülle dessen, was in Oesterreich zu leisten war und ist, war es ihr bisher nicht möglich, große Kapitalien anzusammeln. Diese Organisation hat die ersten österreichischen Rekonvaleszentenheime für Arbeiter geschaffen, deren zwei sie unterhält; diese Organisation ist eben jetzt daran, zu beraten, auch den lungenkranken Arbeitern Heime zu errichten und durch sie ihnen die Hilfe zu bringen, die ihnen die staatliche Organisation versagt, oder wenigstens bis jetzt schuldig geblieben ist. So mußte der Verband auch für diese Schöpfung eine besondere Gelegenheit abwarten. Aus Anlaß des Regierungsjubiläums flossen ihm freiwillige Spenden der 1. Wiener Sparkasse und anderer Institute zu, und diese verwendete er als Grundstock für den Bau des Frauenhospizes, der eine Viertelmillion Mark kostet. Ein Viertel davon bringt der Verband aus eigenen Mitteln auf, und er ist es auch, der die auf 50 000 Mk. jährlich veranschlagten Betriebskosten des Heims auf sich nimmt. Das mit allen modernen Behelfen einer Geburtsklinik ausgestattete Haus wird gleichzeitig immer 30 Gebärende aufnehmen können, so daß, eine zehntägige Verpflegsdauer vorausgesetzt, rund 1000 Wiener Proletarierinnen alljährlich in diesem Heim ihre schwere Zeit werden verbringen können.

Das ist ein bescheidener Anfang, wenn man weiß, daß eigentlich für 7000 Geburten vorgesorgt werden sollte, aber ein Schelm ist auch hier, der mehr gibt als er hat. Es ist ein bescheidener Anfang, aber ein Anfang ist es. Der Verband der genossenschaftlichen Krankenkassen Wiens ist die erste Krankenkassenorganisation der Welt, die in ihr Programm diese Art praktischen Mutter- und Kinderschutzes aufgenommen hat, und sein eben vollendetes Entbindungsheim ist die erste solche von einer Krankenkassenorganisation ins Leben gerufene Anstalt. Auch hier hat eine proletarische Organisation vorangehen müssen. Dieses neue Zeugnis für die Kraft der Idee des proletarischen Zusammenschlusses wird allenthalben Freude wecken, wie es zu wünschen ist, daß das neue schöne Werk überall, wohin von ihm die Kunde dringt, befruchtend und anregend wirke.

England und englische Verhältnisse.

Reise-Plaudereien von Ad. Th.

VIII.

Oban und die Fingalshöhle.

Oban ist mit seinen 6000 Einwohnern ein liederliches Nest. Sein Liebesleben ist Gegenstand zahlloser bildlicher Darstellungen auf Ansichtskarten. Es ist gar manche saftige darunter. Die Stadt, die sich kokett an einen Bergrücken lehnt, bildet eigentlich ein einziges großes Hotel. Sie lebt auch fast ausschließlich von den Fremden. Der weite Hafen bietet großen Seeschiffen sichern Ankergrund, und alle Matrosen freuen sich, wenn sie nach Oban kommen können. Die Geschäfte haben einen geradezu großstädtischen Zuschnitt, und abends herrscht auf den Straßen und Plätzen ein Treiben, als ob die Stadt das Hundertfache ihrer wirklichen Einwohnerzahl umfaßt hielt.

Hier ein Straßenbild: Da steht auf dem Platze an Strand ein Kasperltheater, ganz wie wir es in Deutsch-

land gewöhnt sind. Der Mann macht seine Sache gut. Und wenn Kasperle unter derben Späßen mit seinem Holzschwerte dem überlisteten Teufel den Kopf abfitschelt, lachen die Kleinen und die Großen, die in dichter Runde die Bude umlagern, genau so herzlich wie bei uns. Aber wenn dann die Frau mit der Büchse herumgeht, fallen die Halb- und Viertelpennystücke (4 bezw. 2 Pfg.) genau so spärlich hinein, wie bei uns. — Fünfzig Schritte davon ertönt auf dem freien Platze ein kleines, tragbares Harmonium. Zwei Frauen, eine alte, eine junge, aber beide häßlich, begleiten den Choral, der auf dem Harmonium heruntergeleiert wird, auf ihren Geigen. Fünfzehn Männer stehen ringsum und singen aus Gesangbüchern den Choral nach. Wachtel hat besser gesungen, Caruso auch. Endlich verstummt das mißtönige Geplärr. Nun tritt einer der Sänger in die Mitte des Kreises und predigt über die Sündhaftigkeit der Welt, über die Gnade des Himmels, über die Freude, die den Engeln jeder Bußfertige bereitet. „Bedenkt, daß ihr schon morgen sterben könnt. Wo wollt ihr dann hin? Wer wird euch den Weg zeigen? Glaubt ihr etwa, das Himmelstor öfnet sich dem Sünder? Ihr werdet schlottern und betteln; die Zähne werden euch klappern; aber denkt nur ja nicht, daß euch das was hilft . . .". Was der Redner, seinem Aussehen nach ein Hafenarbeiter, den geduldigen Zuhörern noch weiter für Schrecknisse in die sündigen Seelen geflößt hat, weiß ich nicht; denn eben erklang aus dem mächtigen Schalltrichter eines Grammophons, das keine 30 Schritte seitwärts aufgestellt worden war, das heimische: „Im Grunewald ist Holzauktion". Der Bußprediger strengte zwar seine Stimme noch mehr an, doch das Grammophon besaß von beiden die kräftigere Lunge, und als die Auktion im Grunewald beendet war, folgten das Lied von der Pflaume und andere deutsche Gassenhauer. Hätte der fromme Eiferer den Text der Lieder gekannt, er wäre imstande gewesen, eine Boxerei mit dem Grammophonbesitzer zu beginnen, der recht vergnügt schmunzelte, weil die deutschen Gassenhauer, gemessen an der Zahl der gespendeten Kupfermünzen, gefallen mochten. — Ziemlich am Rande des Platzes kündeten aufdringliche Paukenschläge an, daß dort die Heilsarmee einige Seelen zu haschen suchte. Auch hier predigte einer über die Sünde, die Strafe und die Rückkehr zum Gnadenborn. — Da wird keine Versammlung angemeldet; keine Polizei bekümmert sich darum, wer spricht und worüber er spricht. Diese Freiheit ist in ganz England. Schon oben in Lerwick hatte abends zu gleicher Zeit auf der einen Seite des Strandplatzes ein recht volkstümlich und geschickt redender Genosse aus Aberdeen von einer Kiste herab die aufhorchenden Fischer und Seeleute mit den Zielen der Sozialdemokratie vertraut gemacht, während auf der andern Seite eine Schar von Leuten nach dem unvermeidlichen Liedergesang einer frommen Rede ihre Aufmerksamkeit schenkte.

Alle öffentlichen Schankstätten müssen in England, je nachdem das Ortsstatut vorschreibt, abends um 10, 11, ½12, in London ½1 geschlossen werden. Ein Nachtleben auf der Straße, wie in Paris oder in den größern deutschen Städten, kennt man darum in England nicht, auch in London nicht, wo nach ½1 Uhr nachts nur die Klubhäuser an ihre Mitglieder noch Spirituosen verabreichen dürfen. Während aber von den Bars, Restaurants und Destillationen der Ladenschluß streng eingehalten werden muß, können andere Geschäftsläden beliebig lange geöffnet bleiben. Noch um Mitternacht findet man Zeitungs-, Bäcker- und Zigarrenländen offen.

Dann folgte einer der Glanzpunkte der Reise, der Besuch der Insel Staffa mit ihrer Fingalshöhle. Draußen im Atlantischen Ozean, nur wenige Meilen von der wild zerrissenen Steilküste Nordschottlands entfernt und mit dem Dampfschiff von Oban in sechs Stunden zu erreichen, erhebt sich die kleine Insel Staffa mit wenig über zwei Kilometer Umfang. Der Dampfer hält auf offener See; Ruderboote bringen die Besucher auf die Insel. Mitten aus härtestem Granit heraus springen hier riesige Basaltsäulen, zum Teil merkwürdig gebogen. An einer Stelle öffnet sich das Felseninnere. Eine achtzig Meter tief eindringende schluchtartige Höhle, mehr als 20 Meter hoch, gestattet den Meereswellen freien Zutritt. Wenn nun Vater Ozean zornig ist und seine Wasser mit Macht an die Felsküste schleudert, dann erzeugen die eindringenden Fluten, wenn sie von der Felswand im Hintergrunde der Höhle gebrochen werden, ein Donnern und Krachen, ein Knattern, Poltern und Dröhnen, daß man glaubt, das letzte Stündlein der Mutter Erde habe unfehlbar geschlagen. Auch wenn, wie bei unserm Besuche, die Nachmittagssonne goldig durch das Riesentor am Eingange lächelt und ihre Strahlen über die Wellen zittern, bis sie von der Nacht des Hintergrunds verschlungen werden, macht das Gedröhn und Gestön einen unbeschreiblichen Eindruck. Dazu das gespenstische Schwarz des Wassers im Hintergrunde der Höhle, das wie flüssiger Basalt schwer und dick zurückgeworfen wird und nach vorn zu über dunkelstes blau und violett in leichtes grün übergeht — nie wieder vergißt sich der Eindruck der Fingalshöhle. Ihren Namen hat sie nach Fingal, einem sagenhaften schottischen Sänger, der wie der griechische Orpheus durch die Gewalt seines Gesanges die Berge erzittern machen konnte. Man merkte nach Verlassen der Höhle nicht die Unbequemlichkeit des Schreitens über die glatt abgebrochenen und schlüpfrigen Basaltstümpfe, — einen gebahnten Weg gab es überhaupt nicht — sondern noch lange stand vor dem Auge das unvergelichliche gewaltige Bild, das die Fingalshöhle tief eingeprägt hatte.

Geschwister untereinander.

Man nimmt es für gewöhnlich als eine sehr natürliche und selbstverständliche Sache hin, daß Geschwister untereinander sich oft zanken. In den frühern Kindheitsjahren ist das auch noch harmlos genug. Wenn der Streit bloß darum geht, daß jeder gern zuerst die Fußbank als Pferd haben möchte, so wird die Mutter bei einiger Geschicklichkeit es schon fertig bringen, beide rasch in einem befriedigenden Kompromiß zu versöhnen. Denn kleine Kinder lassen sich ziemlich schnell von mütterlicher Ueberredung beeinflussen. Aber mit den Jahren wächst doch die Schwierigkeit eines freundschaftlichen Auskommens der Geschwister untereinander. Die Eigenarten der Kinder treten stärker hervor, die Selbständigkeitsregungen werden nachdrücklicher, die individuellen Neigungen wollen mehr Spielraum. Wenn nun Streitigkeiten entstehen, so kommen sie den Kindern selber viel schärfer zum Bewußtsein und werden viel leidenschaftlicher durchgeführt. Und wenn die Eltern keine Zeit oder kein Geschick haben, jeweils vorzubeugen oder zu hemmen oder freundlicher anzudeuten, so kann das Verhältnis der Geschwister untereinander oft ein trostloses werden. Wir kennen alle solche Beispiele aus gebildeten Familien so gut wie aus ungebildeten. Solche Uneinigkeit während der Jugendjahre schließt natürlich — wieder nach Beispielen aus dem Leben — nicht aus, daß später die Brüder und die Schwestern als vollreife Menschen sich innerlich wieder sehr nahe treten. Aber wie viel Jahre des Mißverstehens, des Auseinanderseins, der Gehässigkeit, der mühesamen Aufklärung liegen oft zwischen Jugend und Reife. Und manche Geschwister bleiben sich für immer fremd und feind.

Und darum sollte man wohl doch nicht zu leichtsinnig darüber hinwegsehen, wenn Geschwister anfangen, öfters uneinig zu sein. Der Verlust an kameradschaftlichen Gefühlen und der Mangel an gemeinschaftlichen Bestrebungen könnte doch leicht allzu groß und allzu schädigend sein. Denn bei aller rückhaltlosen Einforderung der Persönlichkeitsrechte des Einzelnen bleibt doch bestehen, daß es über das „Ausleben der Persönlichkeit" hinaus noch ein Ziel gibt: das bewußte und gewollte Mitarbeiten und Zusammenarbeiten aller Einzelnen an der geistigen, der kulturellen Gesamtentwicklung, Solidarität der Strebungen und Einheitlichkeit der Willen sind aber unerläßliche Voraussetzungen dazu, daß die Menschheit ihre Entwicklung fortan selber bestimmen und selber zur Höhe führen kann. So müßte schon der enge Familienverband solche Solidarität erzeugen und pflegen.

Indessen ist kein Zweifel, daß er es vielfach nicht tut. Liegt es daran, daß in einer Zeit wirtschaftlicher Neuordnungen innerhalb der Einzelfamilie das altgewohnte Familienleben nicht mehr traditionell gepflegt werden kann? Liegt es daran, daß der Familienverband überhaupt zu eng und zu abgeschlossen ist, um der ideale Erzieher für Kameradschaftlichkeit, Solidarität und Gemeinschaftsleben zu sein? Jedenfalls sucht die Erziehungswissenschaft heute nach neuen Formen und Möglichkeiten einer sozialen Pädagogik. Und dieses Suchen liegt durchaus in der Richtung sozialistischer Erziehungsideale.

Aber gut Ding will Weile haben. Es wird noch manchen vermeidbaren Geschwisterstreit geben, bis wir eine ideale oder vollkommenere Gemeinschaftserziehung kennen. Indessen tun wir einzelnen Eltern gut, so viel wie möglich Zwistigkeiten zu verhüten unter unsern Kindern. Eine freundliche Aufklärung in jedem Falle, wo die Kinder sich mißverstanden haben, ist da vielleicht, von frühester Jugend an geübt, das beste Mittel. Es passiert z. B. sehr oft, daß ein Kind sich etwas Wunderschönes gebaut hat und das andere aus Versehen diesen Wunderbau umstößt. Es ist natürlich auf tiefste ergrimmt über diese Niedertracht. Aber die Mutter muß es ihm besser zu sagen wissen: die Schwester hat wirklich nur aus Versehen dran gestoßen, garnicht in böser Absicht. Und außerdem stand der Bau auch etwas unglücklich an einer Stelle, wo alle vorbei müssen. Also: nun werdet ihr beide zusammen es wieder aufbauen und diesmal an eine geschütztere Stelle. So läßt sich mancher scherzhaft gemeinte aber zu grob ausgefallene Puff erklären, so mancher unbeholfene und darum unfreundlich klingende Ausdruck umdeuten, so manche irrtümliche Meinung berichtigen. Es kommt alles darauf an, daß schon die Kleinen merken, wie notwendig es ist und wie unerläßlich zu einem freundlichen Zusammenleben, daß man den andern versteht. Unberechtigte, unfreundliche Gefühle werden sich dann leicht sofort ersticken lassen für alle Teile, wenn statt Schmollen und Grollen ein neues Bündnis die Folge eines Zusammenstoßes wird. Und um so eindringlicher stärkt dann, wenn einer wirklich einmal Schuld hat, schon die bloße zweifellose Feststellung dieser Schuld.

Ein Sohn des Volkes.*)

Eigene Melodie.

Es stand meine Wiege im niedrigen Haus;
Die Sorgen, die gingen drinn ein und drinn aus,
Und weil meinem Herzen der Hochmut bileb fern,
Drum bin ich auch immer beim Volke so gern!
:,: Und guckt die Sorge auch mal durch die Scheiben:
Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben! :,:

Tief drunten im Tale ging immer mein Lauf,
Zur Höhe, zur steilen, ich kann nicht hinauf;
Ich bleibe im Leben nur einfach und schlicht,
Und Orden und Sterne begehre ich nicht!
:,: Wie auch des Lebens Barke mich mag treiben,
Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben! :,:

Und schließ' ich die Augen zur ewigen Nacht,
Und habt ihr zur Ruh' mich, zur letzten gebracht,
Dann schmücket die Stätte mit Grünkränzelein
Und legt mir aufs Grab einen schmucklosen Stein.
:,: Auf diesen Stein laßt mir die Worte schreiben:
Ein Sohn des Volkes wollt' er sein und bleiben. :,:

*) Partitur und Stimme 1,20 Mk. Heinrich Pfeil.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Die Mission der Kunst war der Titel des Vortrages, welchen am Freitag Abend Herr Dr. Karl Wollf im großen Rathaussaal in Karlsruhe hielt. Wir entnehmen den Ausführungen des Herrn Referenten das folgende: Die Kunst ist Schein, sie ist unendlich ärmer als das Leben, die Wirklichkeit; sie ist aber auch entschieden reicher wie die Wirklichkeit. Es ist ausgeschlossen, daß wir beim Genießen der Kunst sofort empfinden, daß alles nur Schein ist. Ein Kunstwerk ist darauf berechnet, diese Scheinwelt bei unserem Empfinden hervorzurufen. Wenn wir die Natur als ein Bild ansehen wollen, bei welchem wir uns auf Augenblicke loslösen von der Wirklichkeit, so gehört eine gewisse Entferntheit dazu, es darf uns nicht unmittelbar berühren ,uns nicht direkt angehen. In der Kunst haben wir den ganzen großen Inhalt der Wirklichkeit aber zugleich in einem Schein. Das Spiel der Phantasie des schaffenden Künstlers ist mit der Wirklichkeit in dem Kunstwerk, gleich welcher Art, vereinigt. Beim künstlerischen Schaffen und Genießen ist der Wille ausgeschaltet. Die Kunst ist Liebe zu allem und Liebe ist immer die große Triebfeder zu künstlerischem Schaffen. Das Spiel löst den Willen des Menschen; es ist zwecklos, aber nicht unzweckmäßig. Es ist dies die große Verwandschaft, welche das Spiel mit der Kunst hat. Wie das Spiel des Kindes eine Uebung der menschlichen Kräfte, so ist das Spiel der Kunst auch das schaffende. Die Kunst wurzelt ganz im Sinnlichen, und wurzelt ganz im Geistigen. Die Kunst dient nicht zu Erkenntniszwecken, sie erschließt aber eine unendlich reiche Erkenntnis. In dem letzteren hat sie mit der Wissenschaft Berührung. Die Kunst scheidet sich von der Moral, läßt sich nicht moralisieren, sie redet aber unendlich deutlicher, als die großen Werke der Moral selbst. Hier berühren wir den Punkt der Kunst mit der Religion. Auch hier ist ein Loslösen der Kunst zu beobachten und doch gibt es keine Kunst, die nicht schon im Dienste der Religion gestanden hätte. Einheit in der Mannigfaltigkeit ist das große Geheimnis der Kunst. Wenn wir Kunst genießen, können wir nicht ein leeres Spiel treiben, sondern wenn wir ein Wunderwerk der Kunst vor unsern Augen haben, haben wir die tiefen Geheimnisse des anschaulichen Lebens vor uns. Reicher Beifall wurde dem Referenten am Schlusse seines Vortrages zu teil. Leider war der Vortrag nicht so gut besucht, wie man hätte erwarten können.

Tierkunde.

Können die Fische hören? Man hat oft versucht, die alte Frage nach dem Hörvermögen der Fische zu entscheiden. Namentlich die neuere Zeit hat sich wieder damit beschäftigt und man kam allgemein zu der Ansicht, daß die Fische nicht hören können. In der Allgemeinen Fischerei-Zeitung veröffentlicht nun ein Herr H. N. Maier seine Beobachtungen, die er mit Fischen verschiedenster Sorte aufgestellt hat. Bei einer großen Zahl von See- und Süßwasserfischen und zwar bei Dorsch, Hering, Spierling, Knurrhahn, Seeskorpion, Steinbutt, Seezunge, Scholle, Flunder, Kliesche, Rochen, verschiedenen Weißfischen, Barbe, Bitterling, Aal und ausländischen Zierfischen hat Maier nicht die geringste Reaktion bei Schallerscheinungen beobachten können. Er glaubte daher, daß die Fische allgemein unfähig seien, zu hören. Später bemerkte er zu seinem großen Erstaunen, daß als einzige bisher festgestellte Art der amerikanische Zwergwels (amiurus nebulosus) hören kann, daß er sogar ein verhältnismäßig sehr ausgesprochenes Hörvermögen besitzt. Auf Sprechen oder lauten Zuruf reagierte der Fisch nicht, dagegen auf alle mit dem Munde gepfiffenen Töne, gleichviel welcher Höhe. Die Ergebnisse der Untersuchung des Gehörorgans dieses Tieres werden mit Spannung erwartet.

Allerlei.

Die Mineralproduktion in den Vereinigten Staaten. Nach einer soeben veröffentlichten Statistik des Handelsdepartements im Weißen Hause in Washington hat die Ausbeutung der gewaltigen Urwälder in den Vereinigten Staaten einen derartigen Grad erreicht, daß das Holz als Baumaterial für viele Jahrzehnte sozusagen nicht mehr in Betracht kommt; auch als Brennmaterial hat es einen bedeutenden Rückgang erfahren. Aehnlich verhält es sich mit der Verwendung von Mineralölen, deren Erschöpfung trotz der ungeheuren Petroleumquellen man schon jetzt voraussieht. Das Heizungsmittel der Gegenwart und der nächsten Zukunft ist die Steinkohle. Aber trotz der zahlreichen, neuentdeckten Kohlenminen sieht man auch hier schon mit Besorgnis dem Zeitpunkt entgegen, wo es einmal „alle sein wird" mit den schwarzen Diamanten. Das geologische Institut in Washington hat auf Aufforderung der Regierung hin, in Verbindung mit einer besonders hierzu ernannten parlamentarischen Kommission, eine Untersuchung darüber veröffentlicht, wie der oft sinnlosen Verschwendung von Kohlen als Feuerungsmaterial vorgebeugt werden könnte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg